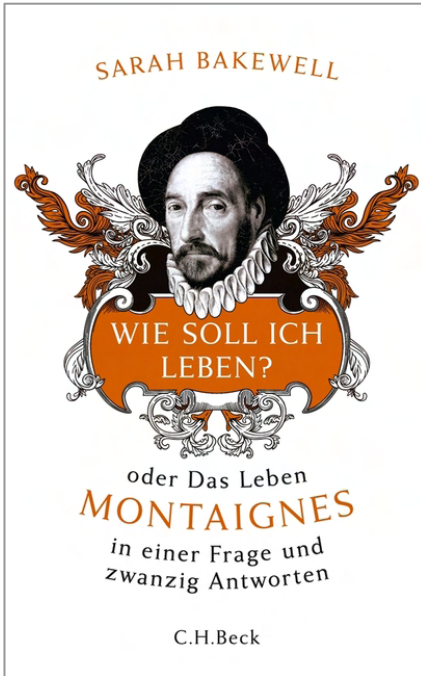


Unverkäufliche Leseprobe



Sarah Bakewell

Wie soll ich leben?

oder Das Leben Montaignes in einer Frage
und zwanzig Antworten

Aus dem Englischen von Rita Seuß

416 Seiten, Leinen

ISBN: 978-3-406-63969-2

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.chbeck.de/10282826>

Frage: Wie soll ich leben?

Antwort: Schau dir die Welt an!

Reisen

Der Erfolg der ersten Ausgabe der *Essais* im Jahr 1580 muss Montaignes Blick auf das Leben verändert haben. Die Anerkennung entriss ihm der Alltagsroutine und gab ihm das Gefühl, es sei an der Zeit, das Leben von einer anderen Seite kennenzulernen und sich wieder mehr auf die Welt einzulassen. In den *Essais* steht nicht viel darüber, aber vielleicht reizte ihn der Gedanke einer diplomatischen Karriere, und er fand, die beste Art, sich darauf vorzubereiten, bestehe darin, sich international zu vernetzen. Die Führung der Güter konnte er getrost seiner Frau überlassen. Montaignes Reiselust, um den «ewigen Wandel der Erscheinungsformen unsrer Natur» zu erkunden, war nicht neu. Schon als Kind hatte er eine «tüchtige Neugierde» auf die Welt und wurde auf alles aufmerksam: «auf ein Gebäude, einen Springbrunnen, einen Menschen, ein altes Schlachtfeld, den Ort, an dem Caesar oder Karl der Große vorbeikam». Jetzt stellte er sich vor, in den Fußstapfen der von ihm bewunderten antiken Philosophen zu wandeln, um sein «Gehirn an ihrem reiben und verfeinern» zu können.

Es gab noch einen weiteren, weniger glanzvollen Grund für seinen Aufbruch. Von seinem Vater hatte er die Neigung zu Nierensteinen geerbt. Nachdem er Pierre vor Schmerzen buchstäblich hatte kollabieren sehen, fürchtete er diese Krankheit mehr als jede andere. Jetzt, mit Mitte vierzig, erlebte er sie am eigenen Leib.

Nierensteine entstehen, wenn sich Kalzium oder andere Mineralien im Urin zu Klumpen und Kristallen verdichten, die die Harnwege blockieren. Wenn sie zersplittern, können sie scharfkantige Brocken bilden; bei ihrem Abgang durch den Harnleiter verursachen sie höl-

lische Schmerzen. Die Steine führen auch zu Nierenkoliken, stechenden Schmerzen im Unterleib und im Rücken, manchmal zu Übelkeit und Fieber. Auch wenn die Nierensteine abgegangen sind, ist das nicht das Ende der Qualen, denn es können immer wieder neue entstehen. Zu Montaignes Zeit waren Nierensteine wegen des Urinstaus und des hohen Infektionsrisikos lebensbedrohlich.

Heute lassen sich Nierensteine mittels akustischer Druckwellen in kleinste Fragmente zerkleinern, die mit dem Harn ausgeschieden werden; zu Montaignes Zeit konnte man nur hoffen, dass die kugel-, nagel-, nadel- und klettenförmigen Steine ihren Weg durch den Harnleiter fanden. Montaigne versuchte, sie mit dem Urin auszuschwemmen, indem er Druck aufbaute, doch das war gefährlich und schmerzhaft, auch wenn es manchmal funktionierte. Er probierte auch verschiedene Arzneien aus, obwohl er ein grundsätzliches Misstrauen gegen die Arzneikunde hegte. Einmal nahm er «venezianischen Terpentinsbalsam (der angeblich aus den Tiroler Bergen kommt): zwei von einer Oblate umwickelte große Stücke auf einem Silberlöffel, den man vorher mit ein, zwei Tropfen eines wohlschmeckenden Sirups beträufelt hatte». Er verspürte jedoch keine andere Wirkung, als dass der Urin nach Märzveilchen roch. Das Blut eines Ziegenbocks, der mit harntreibenden Kräutern gefüttert worden war, und Wein wurden gleichfalls als hilfreich erachtet. Montaigne zog einen solchen Ziegenbock auf seinem Gut auf, verzichtete aber auf die Therapie, nachdem er in den Eingeweiden des geschlachteten Tieres einen Stein ähnlich den seinigen entdeckt hatte. Es leuchtete ihm nicht ein, dass das Blut eines Tieres, das eine ähnliche Krankheit hatte wie er selbst, ihm helfen sollte.

Die gängige Therapie bei Nierensteinen waren Mineralwasserkuren und Thermalbäder. Montaigne probierte auch das, immerhin war es eine harmlose, natürliche Methode. Die Bäder lagen oft in reizvoller Umgebung, und er lernte interessante Leute kennen. Ende der 1570er Jahre besuchte er mehrere Kurbäder in Frankreich. Die Nierensteine kamen zwar trotzdem wieder, lieferten ihm aber einen triftigen Grund und einen willkommenen Vorwand zum erneuten Aufbruch, diesmal um die berühmten Bäder in der Schweiz und in Italien aufzusuchen.

Im Sommer 1580 also brach der inzwischen berühmte siebenund-

vierzigjährige Autor von seinem Landsitz und seinen Weinbergen auf, um Heilung für sein Gebrechen zu finden und die Welt oder zumindest ausgewählte Gebiete Europas zu sehen. Er plante, bis November 1581 unterwegs zu sein: siebzehn Monate. Zunächst reiste er durch einige Gebiete Frankreichs, offenkundig in geschäftlichen Angelegenheiten und vielleicht auch, um politische Missionen zu erfüllen. Unter anderem wurde er in Paris von König Heinrich III. empfangen, dem er seine *Essais* überreichte. Anschließend wandte er sich Richtung Osten, nach Deutschland, überquerte die Alpen und kam in die Schweiz und schließlich nach Italien. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte die Reise sehr viel länger dauern können und ihn in entlegeneren Gegenden geführt. Irgendwann spielte er sogar mit dem Gedanken, sich nach Polen zu wenden, begnügte sich aber dann mit dem sehr viel konventionelleren Ziel Rom, Endpunkt der Pilgerreise eines guten Katholiken und Krönung der *grand tour* jedes Bildungsreisenden der Renaissance.

Montaigne genoss nicht den Luxus, allein zu reisen. Ein vermöglicher Adliger wie er war mit großem Gefolge unterwegs: mit Bediensteten, Bekannten und Reisebegleitern, von denen er sich allerdings so oft wie möglich abzusondern versuchte. Zu seiner Gruppe zählten vier junge Leute auf Bildungsreise. Einer war sein jüngster Bruder, Bertrand de Mattecoulon, gerade einmal zwanzig Jahre alt. Die anderen waren der Ehemann einer seiner Schwestern und der halbwüchsige Sohn eines Nachbarn sowie dessen Freund. Im Laufe der Reise verabschiedeten sie sich nacheinander zu anderen Zielen. Am glücklosesten war Mattecoulon, der in Rom das Fechten lernen wollte und im Duell einen Mann tötete. Montaigne musste alle Hebel in Bewegung setzen, um ihn aus dem Gefängnis zu befreien.

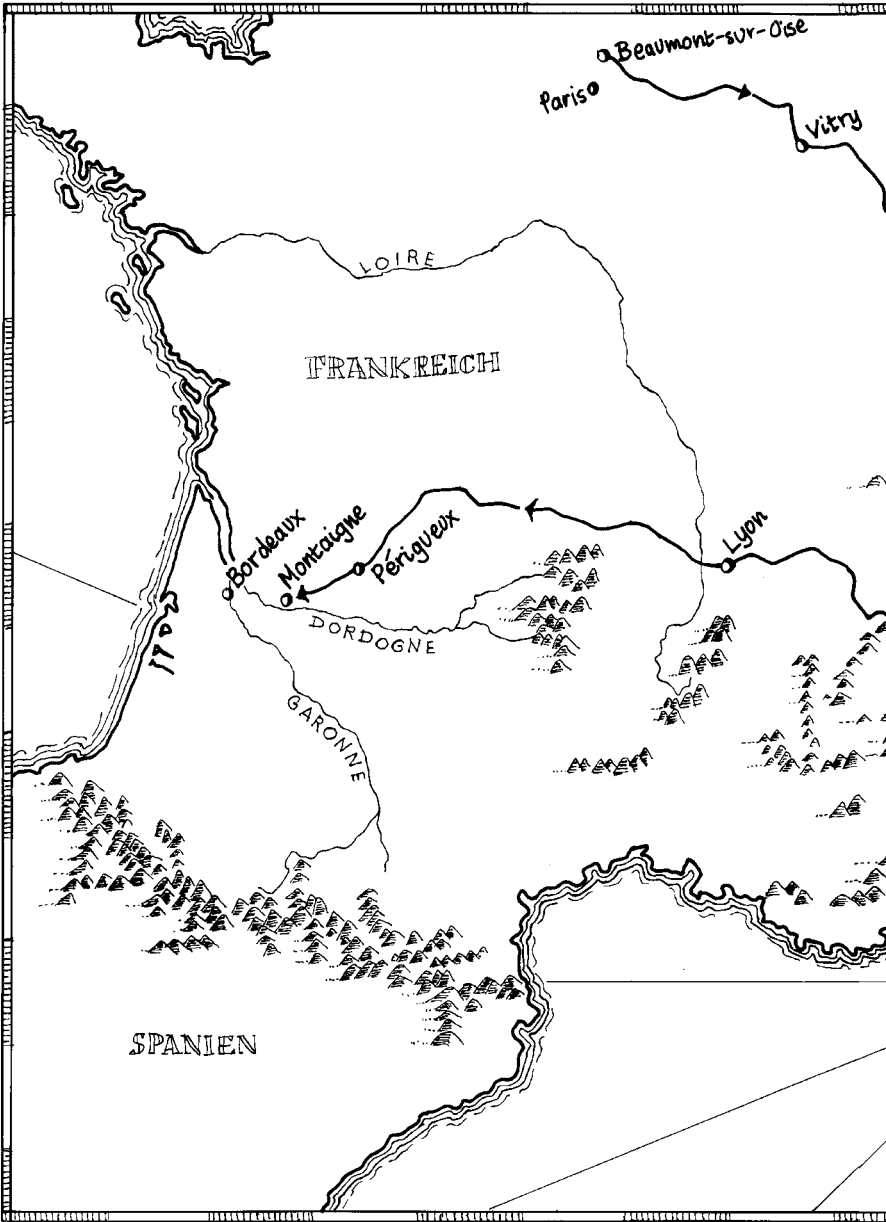
Das Reisen selbst war damals nicht weniger gefährlich, als sich zu duellieren. Die traditionellen Pilgerwege waren nicht immer benutzbar; manchmal musste man seinen Reiseplan ändern, um einem Seuchengebiet oder Straßenräubern auszuweichen. Einmal wechselte Montaigne seine geplante Route nach Rom, nachdem er von bewaffneten Raubüberfällen gehört hatte. Manche reisten mit Begleitschutz oder im Konvoi. Montaigne war bereits mit einer großen Gruppe unterwegs, was die Sache erleichterte, aber auch unerwünschte Aufmerksamkeit erregen konnte.

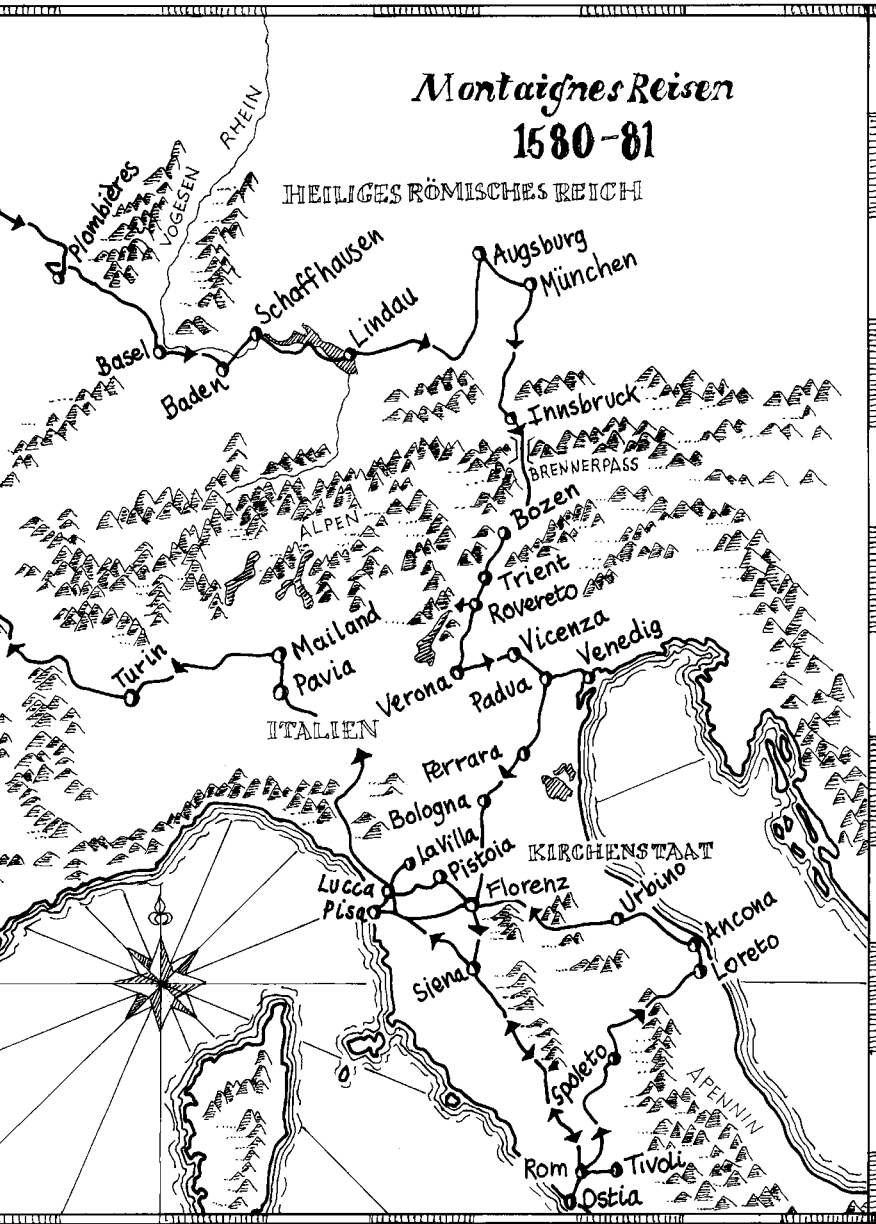
Es gab auch noch andere Unannehmlichkeiten. Beamte mussten bestochen werden, besonders in Italien, das für seine Korruption und bürokratischen Exzesse berüchtigt war. Überall in Europa waren die Stadttore schwer bewacht. Man musste die richtigen Ausweise, eine Reiseerlaubnis und Gepäckscheine vorlegen sowie ordentlich gestempelte sogenannte Pestbriefe, die bestätigten, dass man nicht durch ein Seuchengebiet gereist war. An den Kontrollpunkten der Städte bekam man oft einen Passierschein für den Aufenthalt in einem bestimmten Hotel, der vom Hotelbesitzer gegengezeichnet werden musste. Es war wie eine Reise durch Ostblockstaaten mitten im Kalten Krieg, allerdings mit sehr viel größerer Rechtsunsicherheit und größeren Gefahren.

Hinzu kamen die Unannehmlichkeiten der Reise selbst. Man reiste meist zu Pferd. Man konnte zwar auch eine Kutsche mieten, aber die Sitze waren in der Regel härter als ein Pferdesattel. Montaigne bevorzugte das Reiten. Er kaufte und verkaufte unterwegs Pferde oder mietete welche für kürzere Strecken. Flussfahrten waren eine weitere Option, aber Montaigne wurde leicht seekrank und vermied sie daher. Das Reiten verschaffte ihm die Freiheit, nach der er sich sehnte, und erstaunlicherweise empfand er auch während einer Nierenkolik die Fortbewegung im Sattel als besonders angenehm.

Was er am Reisen vor allem liebte, war das Gefühl des «maßvollen Bewegteins». Starre Reisepläne lehnte er ab. «Sieht es rechts bedenklich aus, wende ich mich nach links; fühle ich mich zu schlecht, mich in den Sattel zu schwingen, bleibe ich, wo ich bin.» Er reiste so, wie er las und schrieb. Leonard Woolf, der mehr als dreihundert Jahre später mit seiner Frau durch Europa reiste, sagte über Virginia, sie hätte sich bewegt wie ein Wal, der den Ozean nach Plankton durchstreift, und eine «passive Wachsamkeit» kultiviert, eine eigenartige Mischung aus «Hochgefühl und Entspannung». Ähnlich Montaigne. Er rollte «im Dahinrollen der Himmel gelassen mit», wie er es genüsslich formulierte, allerdings mit dem Vergnügen eines Kindes, das alles zum ersten Mal und mit höchster Aufmerksamkeit erlebt.

Er machte nicht gern Pläne, wollte aber auch nichts verpassen. Sein Sekretär, der ihn begleitete und eine Zeitlang sein Reisetagebuch führte, notierte, Montaignes Reisebegleiter hätten sich über seine





Angewohnheit beklagt, vom Weg abzuweichen, wenn er von Merkwürdigkeiten an diesem oder jenem Ort hörte, die ihn neugierig machten. Aber Montaigne entgegnete nur, er könne gar nicht vom rechten Weg abweichen, weil es gar keinen gebe. Festgelegt habe er sich nur darauf, lauter unbekannte und fremde Städte und Gegenden zu durchreisen. Solange er also einen Weg nicht zweimal gehe und einen Ort nicht doppelt besuche, könne man ihm keinen Fehler seines Reiseplans vorwerfen.

Das Einzige, was ihn bremste, war sein später Aufbruch. «Da ich Spätaufsteher bin, kann mein Gefolge in aller Ruhe vor dem Weiterreisen das Mittagsmahl einnehmen.» Das entsprach seiner sonstigen Gewohnheit, denn er kam morgens nur schwer in die Gänge. Insgesamt jedoch versuchte er, auf Reisen mit seinen Gewohnheiten zu brechen. Im Unterschied zu anderen Reisenden verschmähte er nicht die regionale Küche und ließ sich das Essen so servieren, wie es an dem jeweiligen Ort üblich war. Er bedauerte, seinen Koch nicht mitgenommen zu haben – nicht weil er die heimatische Küche vermisste, sondern weil der Koch keine Rezepte der fremden Gerichte mit nach Hause nehmen konnte.

Er schämte sich, wenn er beobachtete, wie sehr sich seine Landsleute freuten, im Ausland einem Franzosen zu begegnen. Sie rückten hautnah zusammen und verbrachten ganze Abende damit, sich lautstark über das barbarische Verhalten der Einheimischen auszulassen. Dabei waren sie noch die Einzigen, die fremde Bräuche überhaupt wahrnahmen. Andere reisten «verschlossen, in ein misstrauisches und sich jeder Kommunikation versagendes Schweigen gehüllt, um ja nicht von der ihnen unbekanntenen Atmosphäre angesteckt zu werden.» Im Reisetagebuch bemerkte der Sekretär, wie sehr Montaigne selbst zum Gegenteil neigte und jedes Land, in das sie kamen, mit Lob überschüttete, während er für sein eigenes kein gutes Wort übrig hatte. «Natürlich floss in sein positives Urteil über dieses Land auch ein wenig die leidenschaftliche Verachtung seines eignen ein, das ihm aus anderen Gründen zuwider und verhasst war», meinte der Sekretär, vielleicht in Anspielung auf die Bürgerkriege.

Als anpassungsfähig erwies sich Montaigne auch in punkto Sprache. In Italien sprach er Italienisch und schrieb sogar sein Reisetage-

buch auf Italienisch, das er von nun an selbst weiterführte. Er passte sich seiner Umgebung an wie ein Chamäleon oder ein Tintenfisch und versuchte, möglichst inkognito zu reisen. In Augsburg, schrieb der Sekretär, «wollte der Herr de Montaigne aus bestimmten Gründen [...] nicht, dass man die gewünschten Auskünfte erteile und unseren wahren Stand verrate. Daher verzichtete er auch, als er sich den ganzen Tag in der Stadt umsah, auf sein Gefolge.» Aber das nutzte nichts. Als er in einer eiskalten Kirche Augsburgs in der Bank saß und seine Nase lief, zog er gedankenlos sein Taschentuch heraus und hielt es sich vor die Nase. Aber in Augsburg benutzte man keine Taschentücher, und so identifizierte man Montaigne sofort als Fremden, was ihn ärgerte. «So ereilte ihn schließlich gerade das Übel, dem er am meisten zu entfliehen suchte: bei den Einheimischen durch ein von ihren Sitten und Gebräuchen abweichendes Benehmen Auffallen zu erregen.»

Kirchen spielten auf Montaignes Reise überhaupt eine große Rolle. Er suchte sie nicht auf, um zu beten, sondern weil ihn die Liturgie interessierte: in den protestantischen Kirchen Deutschlands ebenso wie in den katholischen Italiens. In Augsburg nahm er an einer Kindstaufe teil und stellte (nachdem man ihn als Fremden enttarnt hatte) viele Fragen zu diesem Ritual. In Italien besuchte er Synagogen und wohnte in einem Privathaus einer jüdischen Beschneidung bei.

Merkwürdige Ereignisse und Geschichten weckten stets sein Interesse. Im lothringischen Plombières-les-Bains, noch am Anfang seiner Reise, begegnete er einem Soldaten, bei dem «eine Stelle seines Barts und eine halbe Augenbraue ganz weiß» waren. Der Mann erklärte Montaigne, sein Bart und seine Augenbraue seien an einem einzigen Tag weiß geworden, als sein Bruder gestorben sei und er stundenlang dasaß und weinte, diese Seite des Gesichts in eine Hand gestützt. In Vitry-le-François erfuhr er die Geschichte von sieben oder acht Mädchen, die «den Plan ausgeheckt hatten, sich als Männer zu verkleiden». Eine heiratete eine Frau und lebte mehrere Monate mit ihr, «vergnügli», wie man ihm sagte, bis jemand den Fall den Behörden meldete und sie gehängt wurde. In derselben Region lebte ein Mann, Germain, der bis zu seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahr weiblich war, bis ihm eines Tages, als er über ein Hindernis sprang, «männliche Geschlechtsteile» hervorschnellten. In der Stadt entstand daraufhin ein Lied, in dem die

Mädchen ermahnt wurden, ihre Beine beim Springen nicht zu weit zu spreizen, damit ihnen nicht dasselbe passiere.

Montaigne war fasziniert von den Tischsitten, die ja immer einen willkommenen Anlass bieten, Kulturen miteinander zu vergleichen. In der Schweiz wurden die «vor den Gästen stehenden Becher oder Silberpokale aus einem Zinn- oder Holzgefäß mit langer Schnepfe» gefüllt. Und nach dem Fleischgericht warfen alle ihren Teller in einen geflochtenen Korb in der Mitte des Tisches. «Zudem verwendet der Schweizer zu jedem Gericht ein Messer, und kaum greift er je mit den Fingern zu.» Die Schweizer benutzten bei Tisch als Serviette nur ein Tuch von einem halben Fuß Länge, «obwohl sie reichlich Soßen und Topfgerichte zu sich nehmen». Noch mehr verwunderten ihn die schweizerischen Schlafzimmer. «Ihre Betten sind so hoch, dass man zumeist auf Stufen in sie steigt; und fast immer stehn unter den großen Betten noch kleine.»

Alles, was Montaigne bemerkenswert erschien, diktierte er seinem Sekretär in die Feder. In einem Gasthaus in Lindau war «in die Täfelung des Speisesaals eine Art Käfig für eine Unzahl von Vögeln eingelassen. Er war mit an Messingdrähten befestigten Hängestegen versehen, auf denen die Vögel von einem Ende des Saals zum andern spazierten.» In Augsburg begegneten sie einer Gruppe von Leuten, die zum Herzog von Sachsen unterwegs waren, um ihm zwei Straußenvögel zu bringen. Montaigne bemerkte auch, dass man hier die Gläser «mit einer langstieligen Bürste aus feinen Borsten» reinigte. Fasziniert war er von einer ferngesteuerten zweitorigen Anlage in der Stadtmauer, deren Kammern verschließbar waren wie die Schleusen eines Kanals, so dass Angreifer keine Chance hatten, in die Stadt zu gelangen.

Wohin Montaigne und seine Begleiter auch kamen, suchten sie Parks mit Brunnen und Wasserspielen auf und delectierten sich stundenlang an boshaften Albernheiten: Im Park der Fugger in Augsburg verdeckte ein Holzpfad zwischen zwei Fischteichen Messingdüsen, aus denen arglose Damen und Herren nassgespritzt wurden. Im selben Garten schoss auf Knopfdruck ein Wasserstrahl demjenigen ins Gesicht, der genau in die Richtung des Brunnens blickte. Der am Brunnen angebrachte lateinische Spruch lautete: «Du wolltest neckischen Schnickschnack? Freu dich doch – hier hast du ihn!» Montaignes Reisegesellschaft hatte ihren Spaß.